



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

volle kleinliche Nörgelei und Meinsagerei diesem Kaiser gegenüber nach der Günst des „Fortstritts“ und des „Vorwärts“ zu haschen. Der Fluch unauslöschlicher Lächerlichkeit trifft jetzt jenes „freisinnige“ Berliner Spießbürgertum mit und ohne Millionen, das den Hohenzollern so unendlich viel verdankt und nie gedankt hat. Von Fortschritt und Vorwärts in der Wirklichkeit sollen diese Spreehansenten zu reden aufhören, sie haben von jetzt an noch weniger Recht dazu, wie der verbitterte ostelbische Krautjunker.



Litteratur

Die soziale Kategorie in der Volkswirtschaftslehre. Von Rudolf Stolzmann, Kaiserlichem Geheimem Regierungsrat. 1. Grundlegender und kritischer Teil. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1896

Der Verfasser findet, daß sich die „dogmatische“ Volkswirtschaftslehre bisher auf das rein Ökonomische beschränkt, die Aufgabe aber nicht gelöst habe, „die sozialen Beziehungen und Gesetze aufzudecken, die die Individualwirtschaften aus der höhern Einheit des sozialen Gesamtkörpers entlehnen“; erst die Volkswirtschaftspolitik, „d. h. die Lehre, die da untersucht, was werden soll,“ habe sich auf diese Seite der Sache geworfen, und da hätten denn Sozialisten aller Art den Individualismus bekämpft. Uns scheint, daß Adolf Wagner die Aufgabe, die Stolzmann stellt, so ziemlich gelöst und doch dabei ein „dogmatisches“ Lehrbuch geliefert hat. Darum wollen wir jedoch Stolzmanns Arbeit nicht für überflüssig erklären. Den ersten Band füllt fast ganz eine sehr gute Kritik der bisherigen Werttheorien aus, deren Ergebnisse an dieser Stelle weder dargestellt noch beurteilt werden können. Wir wollen nur zur Charakteristik des Standpunkts des Verfassers eine Stelle hervorheben. Am Schlusse der Kritik der Marx'schen „Arbeitskostentheorie“ schreibt er: „Von meinem Standpunkte aus möchte ich den Sozialisten den Rat geben, von der Arbeitskostentheorie künftighin ganz abzusehen, sie in die Kumpellammer zu werfen, wohin sie gehört, ihre eigne Lehre nicht mit dem Wechselbalg zu vermengen und sie dadurch unnötigerweise zu diskreditiren. Sie werden dann erwägen, ob es, da Kapital und Natur ebenso gut Produktionsfaktoren wie die Arbeit sind, nicht besser ist, alle drei Faktoren ruhig neben einander weiter arbeiten, die Eigentümer der erstern beiden aber, ohne ihnen ihr Eigentum zu entreißen, sich weiterhin darin abmühen zu lassen, daß sie recht viel Güter hervorzaubern. Möge man sich darauf beschränken, die Verteilung der produzierten Güter, d. i. das richtige*) Verhältnis der historischen Kategorien Arbeitslohn, Kapitalgewinn und Grundrente besser zu regeln. Bei diesen ihren geläuterten Bestrebungen wird ihnen die Sympathie und die hilfreiche Hand aller edel und billig denkenden Menschen nicht fehlen. Sie würden durch Änderung der Werttheorie auch keine allzugroße Impietät gegen Marx begehen; denn was Marx ge-

*) Dieses Adjektivum ist überflüssig; wenn das Verhältnis schon richtig ist, braucht es nicht besser geregelt zu werden, ja kann es gar nicht besser geregelt werden.

leistet und wodurch er ihr Meister geworden ist, liegt doch auf anderm Felde, nämlich in der Denunziation und rücksichtslosen Aufdeckung der Schäden und Auswüchse des Kapitalismus, der Ausbeutung, Demoralisierung und Degeneration des Arbeitergeschlechts, der industriellen Reservearmee usw. Auf diesem Gebiete ist Marx ein Meister in der Wissenschaft überhaupt geworden, da mag man ihm frische Kränze auf sein Grab legen, die aber keine roten Bänder zu tragen brauchen.“ Von Marzens Werttheorie denken wir auch nicht hoch, aber daß Stolzmann das Hauptverdienst des sozialistischen Dogmatikers gerade in dem agitatorischen Teile seines Werkes findet, setzt uns einigermaßen in Erstaunen. Diese Leistung konnten auch andre vollbringen und haben andre, wie Feld und Engels, teilweise vollbracht. Marzens Hauptleistung besteht vielmehr in der Aufdeckung der innern Widersprüche der kapitalistischen Ordnung, in seiner Krisentheorie. Hoffentlich überzieht der Verfasser diesen Umstand bei Abfassung des zweiten, positiven Teils nicht.

Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von Dr. M. Kronenberg. München, C. S. Beck, 1897

An Schriften über Kant haben wir keinen Mangel, trotzdem darf man die vorliegende nicht für überflüssig erklären. Sie ist besonders solchen Lesern zu empfehlen, die, nach allgemeiner Bildung strebend, den Philosophen kennen lernen wollen, ohne seine Werke zu studiren. Der Verfasser giebt zuerst eine Übersicht über die Entwicklung des Geisteslebens bis auf Kant, worin der schöne Gedanke vorkommt: „Im Grunde ist ja die ganze Entwicklung der christlichen Welt von ihren Anfängen an nichts als eine fortschreitende Renaissance; in dem Maße, wie sie sich mit der Wirklichkeit wieder ausöhnte und Schritt für Schritt der Natur und freien Vernunftthätigkeit sich wieder näherte, in demselben Maße wurde auch das klassische Altertum wieder lebendig.“ Dann folgt eine ansprechende Biographie und Charakterisierung des als Menschen so interessanten Mannes, eine Darstellung seiner Entwicklung bis zur „Kritik zur reinen Vernunft“ und eine für jeden allgemein Gebildeten verständliche Darstellung von Kants philosophischem System.

Eine Reise nach Sibirien. Von Miß Kate Marsden. Autorisirte Übersetzung von Marie, Gräfin zu Erbach-Schönberg, geb. Prinzessin von Battenberg. Neue wohlfeile Ausgabe (Preis 3 Mark). Leipzig, Wilhelm Friedrich

Auf dieses Buch möchten wir namentlich die Aufmerksamkeit unsrer Leserinnen lenken. Miß Kate Marsden ist eine von den alten Jungfern, die dem Worte spinster in England das Lächerliche genommen haben, weil sie sich edeln Werken ganz zum Opfer bringen. Sie hat erst als Lehrerin, dann im russisch-türkischen Kriege 1877/78 und in Neuseeland als Krankenpflegerin gewirkt und sich seit 1885 der Pflege der Ausfähigen gewidmet, die sie vor allem in den Hospitälern Russlands und der Levante aufsuchte. 1890 reiste sie nach Sibirien, wo bis in den hohen Norden hinauf der Ausfaß furchtbare Verwüstungen anrichtet. Sie scheute nicht vor Beschwerden zurück, denen sehr wenig Männer sich freiwillig unterziehen würden. Eine Reise nach Irkutsk im Februar machte Miß Marsden schon ziemlich mit Strapazen und Gefahren vertraut, doch trat das alles in den Hintergrund vor den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatte, ehe sie das fern im Nordosten gelegne Wiluisk erreichte, „die stillste Stadt, die ich je gesehen.“ Auf einer Reise von tausend Werst, meist zu Pferde, besuchte sie die Ausfähigen unter den Jakuten,

von denen manche ausgestoßen, gruppenweise in elenden Waldhütten fern von andern menschlichen Wohnstätten leben. Die Tatsache, daß eine fremde Dame sich den größten Beschwerden unterzog, um diese Armen, Verachteten, Gemiednen zu besuchen, erregte das Aufsehen, das notwendig war, um die Lage der Aussätzigen den leitenden Kreisen in Erinnerung zu bringen. Die verwitwete Kaiserin von Rußland interessirte sich für die Besserung des Loses der Aussätzigen, es boten sich russische Pflegerinnen an, nach Sibirien zu gehen, und die längst auf dem Papier entworfenen Spitäler werden jetzt gebaut. Miß Marsden hat den Anstoß gegeben, daß eine Masse himmelschreienden Jammers gemildert wird. Ihr heldenhaftes Wagen sollte auf manchen andern Gebieten, wo Hilfe not thut, zur Nachfolge begeistern. Ohne Sympathie mit ihr und ohne tiefes Mitgefühl mit den Opfern der schrecklichen Krankheit wird niemand dieses Buch aus der Hand legen. Unserm deutschen Gefühle widerstrebt vielleicht an manchen Stellen das „Showmachen“ mit hohen Persönlichkeiten, wie wir denn auch die Beigabe der Bilder der Königin von England und der verwitweten Kaiserin von Rußland überflüssig finden und aus dem Bilderschnud gern das dem englischen Geschmack entsprechende bis zum reklamehaften grob Aufgetragne entfernt gesehen hätten. Die Hauptsache ist aber, daß aus dem Buche selbst ein frommer Mut und echt werththätige Menschenliebe spricht, die uns wohl thun und erheben.

Wir führen gleich noch ein Schriftchen an, das in einfacher Form denselben Zweck verfolgt: Drei Jahre unter den Aussätzigen von P. Johann Wehinger. Mit zehn phototypischen Bildern. (Preis: Ein Almosen.) Der Verfasser, Priester der auswärtigen Missionen, geborner Tiroler, hat vor drei Jahren aus kleinen Anfängen ein Hospital für Aussätzige zu Mandaleh in Birma ins Leben gerufen. Gegenwärtig bereist er Europa, um für sein Leper Asylum zu sammeln. Ein Zufall hat uns sein Schriftchen in die Hände gebracht, das eine ergreifende Schilderung des Ausfages in Birma und der jammervollen Lage der von ihm befallnen, endlich eine Schilderung des Aussätzigenasyls von Mandaleh bringt, alles kurz und sachlich. Wir wünschen, daß recht viele zu dem menschenfreundlichen Werke beitragen möchten, das zwei Missionare und eine Schwester mit fast sicherer Gefährdung ihrer Gesundheit im fernen Osten unternommen haben. Das Schriftchen wird von Herrn F. K. Schuch (Wien III, Hauptstraße 2) gern an alle versandt, die es wünschen.

Spanische Litteratur. Die Herdersche Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. B. hat sich um die Verbreitung Calderons in Deutschland durch zwei von ihr herausgegebne Übersetzungswerke ein großes Verdienst erworben. Das Interesse für Calderon ist bei uns bekanntlich durch die Dichter der romantischen Schule geweckt worden und seitdem niemals ganz erloschen. Graf Schacks Werk über das spanische Drama und zwei Bändchen mit Übersetzungen, ferner die Übersetzungen von Gries und Dohrn ermöglichten auch den der Sprache nicht Kundigen die Bekanntschaft mit den hervorragendsten Dramatikern, von denen Calderon nicht gerade der bedeutendste, aber wegen seiner geschmeidigen Vielseitigkeit der beliebteste ist. In dem ernstern, großen historischen Drama sind Lope de Vega und Marcon, sogar Rojas und Moreto großartiger als Calderon. Aber an Wohlklang der Sprache, an Formvollendung, an leichter, anmuthvoller Kunst der Verse hat Calderon erreicht, was wohl keine moderne Litteratur zum zweitenmale bietet, und darum ist auch er allein in der Folgezeit, die auf schöne Form den meisten Wert legte, außerhalb Spaniens verhältnismäßig populär geworden. Bezeichnend für die einzelnen

Dramatiker ist die große Zahl ihrer Werke, die bei Lope in die Hunderte geht, ursprünglich aber tausend weit übertraf. Von Calderon haben wir noch im ganzen 136 Werke, darunter viele geistliche Festspiele. Diese, 72 an der Zahl, hat Franz Lorinser alle übersetzt, und außerdem hat er vierzehn eigentliche Dramen mit religiösem Hintergrund unter dem Titel: „Calderons größte Dramen religiösen Inhalts“ in sieben Bändchen oder drei Bänden bei Herder in Freiburg herausgegeben. Nach der Art dieser Ausgabe hat dann Professor R. Pasch in Salzburg in demselben Verlag vierzehn Stücke der andern Gattungen (aus der spanischen Geschichte, mythologische, romantische, endlich Komödien in Mantel und Degen) übersetzt herausgegeben, ebenfalls in sieben Bändchen oder drei Bänden. Diese von Pasch bearbeiteten Dramen waren bisher noch nicht übersetzt worden, und es sind einige darunter, die einen Vergleich mit den berühmtesten, früher übersetzten wohl aushalten. Wir halten diese Arbeit für sehr dankenswert, denn die Übersetzung ist mit Sorgfalt und großer Genauigkeit gemacht, und da außerdem knappe Anmerkungen unter dem Text das Verständnis fördern, so ist durch diese Ausgabe für den, der lernen will, besser gesorgt als durch die ältern Übersetzungen. Der neue Übersetzer hat dem Original so nahe zu kommen gesucht, wie möglich, und dann noch durch Erklärung weiter geholfen. Für den Leser jedoch, der den fremden Dichter nicht studiren, sondern in leichtem Genuße empfinden und unmittelbar wie ein Original auf sich wirken lassen will, sind Paschs Übersetzungen nicht so geeignet wie die ältern, weil sie nicht so schön sind. Diese Schönheit ist zwar bei Gries oft nur durch große Freiheit und Ungenauigkeiten, also auf Kosten der buchstäblichen Wahrheit erreicht worden, aber man spürt darin etwas von dem Wohlklang und dem schmeichelnden Spiel, die Calderons Verse berühmt gemacht haben. Bei Pasch merkt man davon nicht viel, und es ließen sich leicht Stellen anführen, denen mit ganz kleinen Änderungen und ohne Schaden für den Sinn aufgeholfen werden könnte. An andern wieder ließen sich Verbesserungen mit geringer Abweichung von dem Wortlaut des Originals machen. Gries, um bei dem einen stehen zu bleiben, war eben immer noch eine Art von Dichter, und das ist Pasch nicht. Dafür ist er ein gewissenhafter Kenner, und da er uns überall die volle Wahrheit darzustellen bemüht ist, müssen wir uns schon gefallen lassen, daß unter diesem Bemühen all der zarte Schimmer eines der zierlichsten Mantel- und Degenstücke zergangen ist („Besser ist's, man schweigt“ III, 4).

Aus dem bis jetzt bemerkten ist klar, daß wir für unsre Person an poetischen Übersetzungen, wenn sie wirksam sein sollen, d. h. an solchen, die für das große Publikum und nicht als Gelsbrücken für Schüler oder Spezialisten bestimmt sind, die buchstäbliche Treue für geringer achten als den allgemeinen Eindruck. Der Leser muß durch eine Art Nachdichtung im ganzen und großen in die Stimmung versetzt werden, als hätte er keine Übersetzung vor sich, wenn er auch durch einzelnes an diese erinnert wird. Darum sollte auch Dichterwerke eigentlich niemand in Versen übersetzen, der nicht selbst ein wenig Dichter ist. Das also ist es, was unserm Übersetzer fehlt. Im übrigen sind wir ihm für seine tüchtige Arbeit aufrichtig dankbar.

Weniger einverstanden sind wir mit manchem, was er in der Einleitung über Calderons Bedeutung sagt. Schon daß er einen Ausspruch des Litterarhistorikers Baumgartner (S. J.) als Motto an die Spitze stellt: „Es ist ein vollständiger Irrtum, zu glauben, Calderon schließe weniger Bildungstoff in sich als etwa Shakespeare oder Dante,“ machte uns stutzig. Denn der Satz scheint uns zu dem Teil von katholischer Wissenschaft zu gehören, über deren notwendige Hebung unter

andern der Zentrumsführer Professor von Hertling auf dem letzten Katholikentage gehandelt hat. Wie Pasch dieses Thema weiter ausführt, das wird man außerhalb seiner Kreise schwerlich verstehen. Er empfiehlt die Lektüre Calderons auf Gymnasien, weil sie anstatt der Zweifelsucht und der Glaubenslosigkeit Vaterlands- und Königs-
 liebe zur Voraussetzung habe und fördern werde. Wir dagegen meinen, daß der Geist, der aus Calderon spricht, immerhin der spanische Geist einer bestimmten Zeit ist, den man nur historisch verstehen, den man auch noch ästhetisch genießen und verehren kann, den man aber niemals zu einer für andre Zeiten und alle Menschen gültigen Weltanschauung ausdehnen sollte, wozu Dante oder Shakespeare jedenfalls brauchbarere Ansätze enthalten. Das beweist schon Calderons Behandlung der Liebe und des Duells, die Pasch für sein pädagogisches Programm einige Schwierigkeit bereitet, die aber eben nur — historisch — hingenommen werden kann. Als historische Erscheinung aber hat das spanische Drama eine so große Bedeutung, daß man es gar nicht umgehen kann, wenn man einen vollständigen Begriff von dem Ganzen der Weltliteratur haben will, schon weil es das erste vollstümliche Drama seit den Zeiten der attischen Tragödie gewesen ist. Daß es sich aber auf unsrer Bühne (abgesehen von einzelnen Ausnahmen) trotz aller Bemühungen nicht halten will, kommt doch auch wieder nur daher, daß der Geist uns fremder ist, als etwa der Shakespeares, und es bleiben wird, wenn sich auch die Übersetzungen noch so sehr vervollkommen sollten. *A tout seigneur tout honneur!* Daß es übrigens Standpunkte giebt, von denen aus jemand den devoten Calderon lieber haben kann als den freien Shakespeare, ist ja ebenfalls geschichtlich vollkommen zu begreifen.

Soeben ist bei Herder noch ein sehr feines Bändchen herausgekommen: Jacinto Verdaguers *Atlantis*, deutsch von Clara Commer usw., aus dessen Vorrede wir lernen, daß Verdaguer ein berühmter, jetzt über fünfzig Jahr alter Geistlicher ist, der eine Anzahl von Werken im reinsten Katalanisch herausgegeben hat, die sich durch hohen Schwung der Gedanken und großen Wohlklang auszeichnen. Der Eindruck, den die sehr gute Übersetzung macht, bestätigt uns das. Wir haben das Gedicht mit seinen zehn Gesängen bis zum Schluß mit Interesse gelesen, aber wir glauben, man muß schon eine litterarisch einigermaßen trainirte Phantasie haben, wenn sie nicht müde werden soll, einer dichterischen Erfindung zu folgen, die uns, nüchtern gesagt, einen geologischen Prozeß beschreibt, die uns in zehn volltönenden Gesängen nur von Spaniens Entstehung nach dem Untergange der Atlantis erzählt, von Wasserfluten und vulkanischen Ausbrüchen, von neuen Küstenlinien und Felsbildungen, von Bergen und Thälern und himmlischen Gestirnen, während das menschliche Gebiet nur durch einige geographische Personifikationen und den alten Keulenträger Herkules mythologischen Andenkens vertreten ist. Wir können uns auch denken, daß der Wohlklang einer Sprache, die so viel vermag wie die spanische, einen Durchschnittsleser über die Langeweile eines Gegenstands bis zu einem gewissen Grade hinweghelfen kann. Daß aber ein solcher diese *Atlantis* selbst in dieser guten Übersetzung für etwas unterhaltendes oder gar genußreiches erklären wird, wenn er aufrichtig sein will, können wir uns nicht vorstellen. Historisch genommen aber haben wir für diesen Dichter und sein Werk die Teilnahme, die in uns erweckt wird, wenn ein zurückgebliebenes Volk in einem abgestorbenen Lande sich an dem Ruhm seiner Vergangenheit erfreut und an dem einzigen, was ihm noch davon geblieben ist, der schönen Sprache.

